schen, denen wir begegnen. Es ist ein Perspektivenwechsel.

Nicht mehr nur wir blicken dann ins Internet. Das Internet blickt auch auf uns mit der kalten Nüchternheit seiner Algorithmen.

Das klingt nach Science-Fiction, aber nur ein bisschen. Der südkoreanische Elektronikkonzern Samsung etwa arbeitet schon länger an einem Erkennungssystem für Emotionen. Das Programm soll an der Mimik erkennen, ob jemand froh, wütend oder nervös ist.

Und an der renommierten US-Universität MIT in Cambridge haben Forscher bereits ein Programm entwickelt, das angeblich erkennt, ob das Lächeln eines Menschen echt ist oder ob er mit seinem Lächeln nur Enttäuschung und Frust kaschiert.

Eine entscheidende Frage wird vielleicht sein, was das mit Menschen anstellt, wenn sie Brillen tragen, die eines Tages über Apps verfügen, die so etwas besser und treffsicherer können als das eigene Gefühl: Charakter durchleuchten. Droht ihre Intuition dann zu verkümmern, weil die gar nicht mehr nötig ist, wenn die Brille die Gefühle der Mitmenschen entschlüsselt?

Samsung forscht angeblich auf Basis der Erkenntnisse des US-Psychologen Paul Ekman. Ein bereits 2011 eingereichtes Patent beschreibt ein System, das per Kameraaufnahmen das Gesicht des Users auf Bewegungen untersucht und sie interpretiert. Andere Konzerne arbeiten an ähnlichen Projekten.

Am einfachsten wird es noch sein, im Café seine Umgebung zu scannen. Der Computer teilt dann mit, wer gerade Single ist, wer zu cholerischen Ausbrüchen neigt oder reiche Eltern hat. Kein Wunder also, dass manche Kneipen die Brillen schon präventiv verbieten wollen.

Es ist nicht einmal wichtig, ob das, was die Programme errechnen, immer stimmt. Computer ermitteln ohnehin nichts anderes als Wahrscheinlichkeiten. Aber wenn es einst ein Programm zur Brille gibt, das jedem sagt, wie wahrscheinlich es ist, dass sein Gegenüber lügt – welcher Polizist, Journalist, Vorgesetzte, welche Ehefrau wollte darauf noch verzichten?

Schon Sigmund Freud hat den Menschen als „Prothesengott“ beschrieben, weil er seine Welt-Macht dem Gebrauch von Werkzeugen verdankt. Und weil er ohne Werkzeuge hilflos wäre.

Das gleiche Dilemma wird auch der Nutzer der Datenbrille haben. Mit ihr als Dauerprothese steht ihm das Wissen der Welt, der Weg zur nächsten U-Bahn-Station, der Kontakt zu allen Freunden und vielleicht eine neue Art Röntgenauge zur Verfügung. Aber was, wenn er das Ding von der Nase nimmt? Fühlt er sich dann blind?

Markus Brauck

JUSTIZGESCHICHTE

Grabung unterm Galgen

Archäologen haben ein neues Dorado entdeckt – den Henkersplatz. Unter den Richtstätten des Mittelalters liegen Tausende Skelette von Geköpften und Geräderten.

Erst interessierte sie sich für Mode, dann für Moder und Morde: Nach dem Schulabschluss lief Marita Genesis, 42, auf dem Catwalk für Escada. Hernach studierte sie Vor- und Frühgeschichte und arbeitete sich ins Strafrecht ein.

Jetzt ist die Archäologin von Verbrechern umringt. Sie steht in einem Magazin des Thüringischen Landesamts für Denkmalpflege und zeigt auf Gebeine. Es sind die Überreste von Dieben, Sodomiten oder Kindsmörderinnen.

Entdeckt wurden die Gerippe bei Alkersleben nahe Erfurt, wo die Grafen von Kevernburg vor über 700 Jahren Kriminelle abstraften.

BEN BEHNKE / DER SPIEGEL

Archäologin Genesis: *Wie arbeitete der Blutvogt?*

Weithin sichtbar, auf einem Hügel direkt an der Handelsstraße nach Nürnberg, trat der Henker in Aktion. Dabei verhüllte er sich mit einer Kapuze – nicht wegen des Grusels, sondern um sich selbst vor dem „bösen Blick“ der Verurteilten zu schützen.

Etwa 70 Skelette kamen nun zutage. Derzeit werden die Knochen anthropologisch ausgewertet. Ein Toter war gefesselt, ein anderer lag neben einer Strangulationskette aus Eisen. Einem dritten gab man eine scharfe Klinge mit ins Grab. „Es könnte das Mordmesser sein“, so Genesis.

Die Frau aus Potsdam, die über den Exekutionsplatz soeben eine Doktorarbeit verfasst hat, gehört zu einer Schar von hartgesottenen Erkenntnissuchern, die unter Galgen und „Rabensteinen“ nach Geheimnissen suchen.

Erstaunliches Ergebnis: Im Innern der Hügel liegen wild durcheinandergewürfelte Knochen. „Manche Verbrecher hingen so lang am Strang, bis sie verwesten und herabfielen. Dann entsorgte man sie lieblos in ungeweihter Erde“, erklärt der Historiker Jost Auler aus Dormagen. „Die alten Urkunden verschweigen uns das.“

Der Mann, gefeiert als Deutschlands „Galgenpapst“, gilt als Pionier der Bewegung. Drei Bände zur „Richtstättenarchäologie“ hat er herausgegeben. Der letzte erschien vor kurzem. Knapp 40 Kollegen berichten darin über „Köpflplätze“, „Schinderkarren“ und den Handel mit Leichen, die auf dem Seziertisch von Ärzten landeten.

Das Blut des Räubers Schinderhannes fingen angeblich Epileptiker auf, um sich mit dem Trunk zu heilen. Über Klaus Störtebeker heißt es, man habe seinen Kopf am Elbufer aufgespießt.

Nur, stimmt das? Wie arbeitete die Justiz der Vorfahren wirklich? Die alten „Schandflecken“ seien lange kaum beachtet worden, meint Auler. „Dabei gehörten sie einst zum Landschaftsbild wie die Windmühlen.“

Nun wendet sich das Blatt: Sieben Meter ragt ein Blutgerüst in der Steiermark empor, an dessen Fuß in diesem Frühling eine Grabung beginnt. Auch ein zur Ruine verfallener Galgen im fränkischen Pottenstein wird jetzt von einem Team untersucht.

Die Spuren, die dort auftauchten, zeugen von der Rohheit des Mittelalters: Häufig stoßen die Ausgräber auf zerfledderte Gebeine. Manche Städte ließen die Missetäter über Jahre hin im Wind baumeln. Raben pickten an ihnen herum

BILDARCHIV HANSMANN / INTERFOTO

Marterung auf dem Rad (kolorierter Stich aus dem 16. Jahrhundert): *Schimpflichste aller Strafen*

und zerpflückten die Körper. Am Galgen von Augsburg faulten zuweilen über 30 Verbrecher gleichzeitig. Danach warf man sie wie Abfall in kleine Gruben. Die Fachleute sprechen von „Verlochung“.

Kaum appetitlicher sahen die Gerä derten aus. Bei dieser schimpflichsten aller Strafen zerbrach der Folterknecht Rippen und Langknochen des Täters, ehe er ihn in ein Rad flocht und auf einem Mast zur Schau stellte. „Es gab Menschen, die die Tortur überstanden und begnadigt wurden“, so Auler.

Der Attentäter Robert François Damiens, der es gewagt hatte, auf König Ludwig XV. einzustechen, litt noch mehr. Büttel verkohlten seine Tathand mit brennendem Schwefel. Sie rissen ihm mit einer Zange Fleisch aus Armen, Brust und Schenkeln und gossen flüssiges Blei in die Wunden.

Die nachfolgende Vierteilung scheiterte anfangs, obwohl sechs Pferde im Einsatz waren. Erst als man dem Unglücklichen die Bänder an Schultern und Hüften blutig durchtrennt hatte, gelang das Zerreißen.

An derlei aufwendigen Marter-Orgien konnte sich das Volk allerdings nur selten erfreuen. Die Funde zeigen, dass die Richter vor allem zum Mittel der „Dekapitation“ griffen. Der Todgeweihte musste niederknien und erhielt von hinten einen wuchtigen Schwerthieb. Im 17. Jahrhundert kamen auch Beil und Hackklotz in Mode.

Zwar legten die Henker Lehrprüfungen ab – geübt wurde an Kohlköpfen. Dennoch droschen sie oft daneben und trafen nur den Rücken oder das Schädeldach der Delinquenten. Auch das lässt sich anhand der freigelegten Knochen beweisen.

Rätsel dagegen wirft jene Frau auf, deren Skelett am neuen Flughafen Berlin Brandenburg gefunden wurde. Die Leiche steckte im Dorfgraben von Selchow, 15 Kilometer vom nächsten Richtplatz entfernt. Der Schädel lag auf dem Unterschenkel – eine Geköpfte.

Nur, wo ist ihr Genick? Fast alle Halswirbel fehlen.

Qualen richteten die Henker an, sie folterten, verstümmelten und arbeiteten auf dem Richtplatz oft in einer Wolke aus Verwesung. Kein Wunder, dass sie im Volk wenig Ansehen genossen. Ihr Beruf galt als „unehrlich“. Wirte erteilten ihnen oft Hausverbot. Henkersfamilien heirateten nur untereinander.

Zugleich betrieben die Scharfrichter die Abdeckereien im Ort, sie kastrierten Hunde, säuberten das Gefängnis. Und sie verstanden sich auf Heilkunde und Chirurgie.

Weil der „Blutvogt“ wusste, wie man Wilderern gezielt den Fuß, Dieben die Hand und Meineidigen die Schwurfinger abschnitt, konnte er auch fachgerecht kranke Körperteile entfernen. Bei der Brandmarkung musste er geschickt mit einem 300 Grad heißen Eisen hantieren und die Wunde hernach mit Schießpulver einreiben.

Trotz seines anatomischen Wissens blieb der Ruf des Halsabschneiders düster. Er tue „ein Gottes werck“, lobte zwar im 13. Jahrhundert der „Sachsenspiegel“. Doch die meisten Scharfrichter wohnten abseits. Sie trugen Handschuhe. Niemand mochte sie berühren.

Zudem machten die Burschen gern anrüchige Geschäfte mit Körperteilen. Sie verkauften Menschenfett („Armsünderschmalz“). Zum Angebot gehörten auch Schamhaare, Finger oder Gehirnmasse als Grundlage für magische Arzneien.

Ihr Hauptjob aber blieb das Aufknüpfen. „Die meisten Todesurteile wurden mit dem Strang vollstreckt“, erklärt Auler. Das ging so: Man legte dem Verbrecher ein eingefettetes Seil um den Hals und schubste ihn von der Leiter.

Zum Bruch eines Halswirbels reichte das selten, dafür war die Fallhöhe zu gering. Vielmehr schnürte das Seil nur die Halsgefäße ab. Im besten Fall stoppte der Sturz jäh die Blutversorgung des Gehirns. Dann trat nach etwa fünf Sekunden Bewusstlosigkeit ein.

Im anderen Fall zappelten und würgten die Leute, bis sie erstickten.

So schieden sie dahin, die Sünder der Vergangenheit, gemartert, geknüppelt und erdrosselt. „An Resozialisierung dachte damals noch keiner“, so Auler. „Es ging um Sühne und Abschreckung.“

Ganz wohl dabei war den mittelalterlichen Marterfreunden aber nicht. Hexen ließen sie zur Sicherheit ganz zu Asche verbrennen. Bei Alkersleben kam ein Skelett zutage, auf dem eine dicke Packung aus Stein lag. Der Mann sollte offenbar beschwert werden und auf keinen Fall dem Grab entkommen.

Vielleicht ein Vampir.

Matthias Schulz